

Iranistik zwischen brennender Aktualität und exotischer Abseitigkeit – Gedanken zur Positionierung eines ,kleinen‘ orientalistischen Faches¹

BERT G. FRAGNER (WIEN)

„Es ist schon schrecklich, wenn einer so hungrig ist, dass er vor lauter Durst nicht weiß, wo er heute nacht schlafen wird“
(Nestroy)

Erlauben sie mir bitte, eingangs – und später, im weiteren Verlaufe meines Vortrags, immer wieder – in persönlichen Erinnerungen herum zu kramen! Wenn sich Ihnen der Eindruck aufdrängen sollte, ich hätte den Faden meines Narrativs (ein Ausdruck, der im Moment unumgänglich sein dürfte, weshalb ich ihn gleich am Anfang gezielt platziert habe) – wenn Sie also meinen, ich hätte diesen Faden verloren, tröste ich Sie schon jetzt prophylaktisch: Er taucht sicherlich wieder auf, Sie müssen nur aufpassen, wann und wo.

Nun also zu meinen Erinnerungen: In der akademischen Saison 1976/77 habe ich mich mehrere Monate unter anderem zum Behufe des Büchererwerbs in Teheran aufgehalten, um diese Bücher anschließend an das Orient-Institut der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft in Beirut, im Libanon, weiter zu transportieren. Das war knappe zwei Jahre vor dem Ausbruch der Islamischen Revolution in Iran und circa anderthalb Jahre nach dem Ausbruch der allerersten Runde des libanesischen Bürgerkriegs. An unseren libanesischen Aufenthalt (meine Frau und unsere damals gerade gut vierjährige Tochter waren mit von der Partie) knüpfen wir viele angenehme und nicht wenige aufregende Erinnerungen. Zu den angenehmen zählt sicherlich der Umstand, dass wir dort die Gelegenheit hatten, Rotraud Wielandt kennen zu lernen, deren Kollege ich zwölf Jahre später (damals noch ungeahnter Weise) in Bamberg werden sollte. Ganz Beirut war von den Gräueln des Bürgerkriegs gebrandmarkt und durchsetzt. Damals bis vor Kurzem im Libanon, der angeblichen Schweiz des Vorderen Orients, noch bestanden habende Lebensformen, später von Vielen als einzigartig und nahezu paradies-

1 Text der Abschiedsvorlesung von Bert Fragner an der Universität Bamberg am 16. Januar 2006.

sisch verklärt, waren genau so zusammen gebrochen wie das Ambiente, das sie umgab – die libanesische Kulturlandschaft, vor allem auch die Hauptstadt Beirut mit ihrem einzigartigen levantinischen Flair. Gerade aus Teheran gekommen, einer Stadt, in der ich mich schon während der sechziger Jahre fünf Jahre lang aufgehalten hatte, die mir vertraut war und die gut zu kennen ich überzeugt war, gab ich irgendwann einmal meinen Beiruter Kolleginnen und Kollegen gegenüber den Stoßseufzer von mir: ‚Also in Iran – in Iran könnte eine solche Verrücktheit wie dieser Bürgerkrieg hier sicherlich nicht passieren, dort sind die Leute im Schnitt so entspannt und überlegt, die würden sich bestimmt nicht auf solcherlei einlassen!‘

Zwei Jahre später wusste ich: Ich bin nicht gut in Prognostik, und ich gestehe das auch ein. Ich gehe noch einen Schritt weiter und erlaube mir aus metawissenschaftlichen Erwägungen, auch die prognostische Kompetenz vieler anderer wissenschaftlichen Disziplinen anzuzweifeln, selbstverständlich ausgehend von meinem eigenen Defekt: In Beirut 1977 mit dem Brustton der Überzeugung zu verkünden, in Iran werde es keine derartigen Umstürze geben, weil dort die Voraussetzungen dafür nicht gegeben seien, war – jedenfalls retrospektiv – ein stolzes Wort: Etwa zwei Jahre später sollte Khomeini aus der durch alle visuellen Medien berühmt gewordenen Maschine der Fluggesellschaft ‚Iranair‘, aus Paris kommend, in Teheran die Gangway hinuntersteigen, begleitet von einer Reihe von revolutionären Mitstreitern, von denen wiederum heute auf dem inzwischen ikonisierten Bild des aussteigenden Ayatollahs nur mehr zwei übrig geblieben sind – die anderen fielen im Laufe der Zeit in politische Ungnade und den Retoucheurenen zum Opfer.

Da saß ich also mit meinen naseweisen Aussprüchen – gewissermaßen in guter Gesellschaft mit dem letzten österreichischen Staatssekretär des Äußeren vor dem Ende des Ersten Weltkriegs, der auf ein Exemplar der Neuen Freien Presse vom 8. November 1917 neben die Schlagzeile ‚Revolution in Russland!‘ mit Bleistift die Bemerkung kritzelte: Wer soll denn in Russland Revolution machen? Vielleicht der Herr Bronstein, der im Café Zentral immer Schach spielt? Ja, mein lieber Herr, genau der war's! Der Herr Bronstein, in der Welt eher als Lev Trockij bekannt, der hat in Russland Revolution gemacht, und der Experte für die Außenpolitik hat es nicht ahnen können!

Wir waren aber beide in relativ guter Gesellschaft, wenn ich an all die hochseriösen Sozial- und Politikwissenschaftler denke, die nicht in der Lage waren, die Implosion des Sowjetimperiums und den ihr vorangegangenen Sturz von Mauer und Eisernem Vorhang vorher zu sagen, oder auch an all die prognostisch tätigen Ökonomen, die in der Vorhersage der wirtschaftlichen Entwicklung von Jahr zu Jahr oder sogar in noch kürzeren Abständen genauso versagten wie weiland Zeno in dem Gleichnis mit der Schildkröte.

Nun sei aber auch etwas zu meiner Entschuldigung gesagt: Streng genommen war ich gar nicht für derlei Spekulationen ausgebildet worden – mein orientalistisches Studium in Wien und selbst die Fortsetzung meines wissenschaftlichen

Werdens am Orientalischen Seminar an der Universität Freiburg basierten eher auf der Annahme, unsereins habe mit den Untiefen der Gegenwart überhaupt nichts zu schaffen oder aber seien gegenwärtige Phänomene allenfalls ableitbar von festen historistischen Glaubenssätzen, denen unsereins sich zu verpflichten hatte. Einer meiner Wiener Lehrer sagte uns Studierenden einmal aus tiefer Überzeugung: „Wissen Sie – für mich hört islamische Geschichte mit dem Jahr 1258 auf!“ Aus heutiger Sicht: kein weiterer Kommentar! Was die Sprachaneignung betraf, musste ich mir Sätze anhören wie: „Wir Orientalisten sind Philologen und keine Papageien! Studieren Sie erst einmal Arabisch, Persisch und Türkisch von Grund auf (das heißt also, im Wege des Trockenschwimmens), dann können Sie ja irgendwann – etwa nach Ihrer Promotion, auf Urlaub gewissermaßen – dort hinfahren und üben, wie man sich einen Kaffee bestellt!“

Ich konnte persönlich mit solchen Rezepten nichts anfangen: Ich will nicht ausschließen, dass es mir an einer Tugend mangelte, die mir in jungen Jahren als Grundvoraussetzung für eine erfolgreiche orientalistische Karriere gepredigt wurde: an disziplinierter Ausdauer, bar jeglicher nach außen gerichteter sinnlicher Interessen, und an Vermeidung jeglicher Begegnung mit dem real existierenden ‚Orient‘, bevor nicht durch lang andauernde Indoktrination und Selbstvorbereitung ein so fest gezimmertes Orientbild im eigenen Kopf geschaffen war, dass die Wahrnehmung irgendwelcher Realitäten diesem Bild keinen Schaden mehr antun konnte. Ich hatte mich daher schon in jungen Jahren sozusagen nach Iran ‚abgesetzt‘ um mir dort mein eigenes, sicherlich subjektives Bild zu machen, das aber immerhin den Vorzug haben sollte, nicht ausschließlich an trüben Nachmittagen mitteleuropäischer Wintersemester hinter Schreib- und Lesepulten entstanden zu sein ...

Als ich Ende 1970 nach Freiburg kam, wehte mir dort ein anderer Wind entgegen: Die frühe Neuzeit war hier immerhin erklärt Forschungsthema, und sogar kokette Blicke in die Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts waren erlaubt! Vor allem aber hatten damals die islamwissenschaftlich und arabistisch ausgerichteten jungen Gelehrten Deutschlands seit den sechziger Jahren eine aus der Sicht von Außenstehenden einzigartige Gelegenheit angeboten bekommen, den wissenschaftlichen Umgang mit dem islamischen Orient einem antiquarischen, um nicht zu sagen, den Methoden der Ur- und Frühgeschichte näher stehenden Stil zu entziehen und sozusagen an Ort und Stelle zu üben, zu formen und zu schärfen: das schon genannte Orient-Institut der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, in den frühen sechziger Jahren von Hans Robert Roemer gegründet, das Jahrzehnte hindurch inzwischen schon in der Dreistelligkeit zu zählenden jungen deutschen Gelehrten die Chance geboten hatte, an den dortigen Referentenstellen wissenschaftlich tätig zu werden („jung“ ist hier ein differenzialer Begriff: Die ReferentInnen vor vierzig Jahren waren jung, und die heutigen sind es noch immer!). Es ist heute nur noch schwer zu vermitteln, in welch hohem Maße diese Institution noch bis heute als Katalysator für die Aktualisierung der Orientwissenschaft in Deutschland gedient hatte – eine der großartigsten Investitio-

nen der deutschen Öffentlichkeit, wenn man Aufwand und Ertrag einander gegenüberstellt. Offenbar bildete der durchschlagende Erfolg dieses Instituts, dem heute auch eine blühende Zweigstelle in Istanbul zur Seite steht, den Anlass dafür, dass die seinerzeit für Wissenschaftliches zuständige Bundesministerin Bulmahn letztlich durchsetzte, die beiden Institute aus der wissenschaftlichen Eigenbestimmung durch den zuständigen Gründungs-Fachverband in den direkten Zugriff einer ministeriell gesteuerten Stiftung zu überführen. Als ich in meiner damaligen Funktion als Erster Vorsitzender der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, also der Fachvertretung deutscher OrientalistInnen, darauf beharrte, dass es den beiden Instituten sicherlich nicht übel täte, unter wissenschaftlicher, orientalistischer Führung zu bleiben, sagte mir der mit uns verhandelnde Ministerialbeamte pikiert: „Herr Professor Fragner, Sie werden doch nicht behaupten wollen, Ihre Kollegenschaft könnte derartige Forschungsinstitute besser führen als wir vom Ministerium?“ Bravo; wieder kein weiterer Kommentar.

Inzwischen ist das akute Interesse des Ministeriums allerdings wieder abgeklungen, so wie Schnupfen. Das ist durchaus angenehm, wenn der Schnupfen abklingt, aber vergessen wir nicht: Der kommt irgendwann einmal wieder! Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen der Orientalistik in Deutschland führte die Iranistik ein seltsames Randschicksal, vor allem deshalb, weil sie ihrer Herkunft und disziplinären Definition wegen nicht so ohne weiteres in den orientalistischen ‚Mainstream‘ hineinpasste.

Folgen Sie mir bitte ein paar Minuten durch die Geschichte dieses Faches: Im 19. Jahrhundert war die Iranistik als ‚jüngere Schwester der Indologie‘ entstanden, in enger Umarmung mit der Indogermanistik. Ihr Thema waren die zahlreichen Sprachen, die der iranischen Sprachfamilie angehören, und die textlichen Überreste. Auslöser der Konstituierung dieser Disziplin war die Erkenntnis, dass das Altpersische der antiken achämenidischen Königsinschriften und das sogenannte ‚Awestische‘ – die Ritualsprache der Zoroastrier („Feueranbeter“, in Indien auch ‚Parsen‘ genannt) gemeinsam mit dem Altindischen entwicklungs geschichtliche Vorgänger des Altgriechischen und mithin sehr frühe Zeugen der indogermanischen Sprachfamilie waren. Einige Zeit lang hielt man das Altpersische sogar für die älteste indogermanische Sprache und ihre Sprecher, für die die Selbstbezeichnung ‚Arya‘ belegt ist, für die ältesten Indogermanen. Vor circa hundert Jahren hatte eine sehr intensive Ariomanie eine Vielzahl mitteleuropäischer Hirne erfasst, verbrämt mit allerlei esoterischem Klimbim und – was viel schlimmer war – wie vom Schimmelpilz durchsetzt von aggressiven Formen von rassistischem Antisemitismus. Aus diesen verquasten Vorstellungen ging schließlich eine Reihe unmittelbarer Vorläufer des Nationalsozialismus hervor.

Bleiben wir aber bei den im engeren Sinne ‚wissenschaftlichen‘ Betreibungen der Iranistik, soweit sich diese davon trennen lassen! Die Befassung mit den Sprachen der iranischen Verwandtschaft bildete schließlich seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gemeinsam mit dem Studium ihrer Texte die Substanz des Faches, das als ‚Iranistik‘ bekannt geworden ist. Dabei erwies sich alsbald ein

eigenartiger Widerspruch: Die in Literatur- und Kulturgeschichte zweifellos bedeutendste aller iranischen Sprachen ist das sogenannte Neopersische, oft einfach auch Persisch genannt, eine Sprache, die im Wesentlichen im 9. Jahrhundert konstituiert worden ist. Aber eben dieses Neopersische ist wiederum von allen iranischen Sprachen diejenige, die aus der Sicht der Erforscher historischer Sprachverwandtschaften über die geringste Attraktivität verfügt. Verschmitzte Dialekte und Restsprachen aus afghanischen Bergdörfern oder von den Hochplateaus des Pamir-Gebirges sind aus historisch-vergleichender Perspektive um ein Vielfaches spannender als das Neopersische, die Sprache mit einem der größten vormodernen Aufkommen an schriftlichen Überresten in der ganzen Welt! Als Kompromiss bürgerte es sich ein, das frühe Neopersische rund um das auf vorislamischen Traditionen fußende, grandiose Epos von Ferdousi, das ‚Schahnameh‘ (Königsbuch) gerade noch als seriösen Gegenstand der Iranistik zu betrachten; natürlich waren auch die berühmten Dichtungen der großen persischen Lyriker und Mystiker wie Hafez, Sa‘di, Jalal ad-Din Rumi etc. nicht zu ignorieren. Schließlich entwickelte sich die Iranistik zweiseitig – einerseits im Gravitationsbereich der Indogermanistik, andererseits (insbesondere in Deutschland) in enger Verschränkung mit der Islamwissenschaft. Wissenschaftler wie Roemer in Freiburg oder Spuler in Hamburg waren der Ansicht, dass die auf das Neopersische konzentrierte Iranistik eigentlich Teil der Islamwissenschaft sei, wogegen aber Persönlichkeiten wie etwa Roemers und zum Teil auch Spulers Lehrer Walther Hinz stets die Meinung vertreten hatten, dass wesentliches Iranspezifisches in der islamwissenschaftlichen Umzingelung verloren gehen oder zumindest marginalisiert werde, weshalb die Aufrechterhaltung dieses Zweiges der Iranistik wichtiger sei denn je. Dazu kommt, dass außerhalb Deutschlands die islamwissenschaftliche Vereinnahmung der ‚Neiranistik‘ ohnehin viel weniger drohte als hierzulande.

Dem einstigen langjährigen Vertreter der Iranistik in Hamburg, Wolfgang Lentz, kommt der Ruhm zu, sich in Westeuropa erstmals uneingeschränkt dafür eingesetzt zu haben, die Befassung auch mit dem modernen und modernsten Persischen als eine der Hauptaufgaben der Iranistik zu betrachten. Ähnliche Positionen hatte seit den späten fünfziger Jahren auch der amerikanische Iranist Richard N. Frye offensiv vertreten. Damals hatten solche Positionen den Beigeschmack, Strategien der sowjetischen Iranistik zu ähneln, die übrigens bis in die späten achtziger Jahre hinein im Westen einen sehr hohen Ruf genoss, der seit 1991 allerdings rückläufig ist. Wie auch immer: In diesen heute eher entschärften Streit bin ich vor mehr als dreieinhalb Jahrzehnten mit voller Energie hineingewachsen.

Hatte es sich dabei um einen Streit um des Kaisers Bart gehandelt? Eigentlich nicht, insbesondere, wenn wir das Nestroy'sche Motto recht bedenken, das ich dem Titel meiner heutigen Vorlesung beigelegt habe – aber dazu kommen wir noch!

Lassen Sie mich das bitte näher erläutern: Es gibt heute insgesamt fünf universitäre Institutionen in Deutschland, die das Wort ‚Iranistik‘ in ihren offiziellen

Bezeichnungen führen. An der FU Berlin (die Iranistik der DDR-Humboldt-Universität ist inzwischen in ‚Zentralasienwissenschaften‘ umgewandelt worden, ein Fach, das von der einst in Bamberg habilitierten Turkologin Ingeborg Baldauf repräsentiert wird), in Hamburg, in Göttingen, in München und in Bamberg. Berlin stammte aus einer alt- und mitteliranistischen Schule (die Mitteliranistik befasst sich mit Sprachen aus der Zeit zwischen Alexander dem Großen und der islamischen Expansion im 8. Jahrhundert), Göttingen war in den siebziger Jahren gleichfalls von Alt- und Mitteliranisten ‚erobert‘ worden, und für Hamburg galt das Nämliche. In München hieß der indologische Lehrstuhl bis in jüngste Zeit aus historistischer Sentimentalität ‚Indologie und Iranistik‘, ohne dass Iranistik dort auf irgend eine Weise behandelt worden wäre, und nur Bamberg hatte von Anfang an eine klare neuiranistische Ausrichtung!

Wollten wir mithin diese Art der Iranistik in Deutschland mit den meisten hier Anwesenden sicherlich eher geläufigen Romanistik vergleichen, entstünde folgendes Bild: An einer dieser fünf namentragenden Einrichtungen würde tatsächlich Französisch respektive Italienisch oder Spanisch betrieben. An zwei weiteren wäre die Romanistik durch klassisches Latein und frühe vulgärlateinische Studien bestimmt, ab und zu mit Ausflügen in die großen rezenten Sprachen der Romania. Das Beispiel FU Berlin wäre ein eigenartiger Ausnahmefall aus dem Zwischenreich, der eines eigenen Essays bedürfte und deshalb hier ausgespart wird. Auffällig wäre der Umstand, dass von den gegenwärtig existierenden Sprachen das für das Fach typische spracharchäologische Interesse eher durch versteckte rätoromanische oder auch aromunische und entlegene walachische Dialekte angesprochen wäre als etwa durch Diderot, Dante oder Cervantes. Schließlich würden vor allem Studierende immer wieder gegen den Widerstand der Altvorderen darauf pochen, dann und wann auch verwegener moderne Autoren wie Lorca, Sartre oder Italo Svevo zu lesen. Im Falle Münchens – immer noch unter der Vorgabe, wir würden den Begriff Iranistik durch Romanistik ersetzen – würde sich die Sache so darstellen, als hieße das dortige Seminar (in natura ‚Indologie und Iranistik‘) ‚Gräzistik und Romanistik‘, ohne dass dort irgendetwas Romanistisches betrieben würde!

Einen derartigen Vergleich hatte in den frühen achtziger Jahren der damalige Vorsitzende der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft und spätere Ehrendoktor der Universität Bamberg Hans Robert Roemer angestellt – er wurde ihm, nicht zuletzt ob seiner Plausibilität, weithin übel genommen.

Inzwischen hat es sich an den Festungen der Tradition eingebürgert, bei Berufungen stets auch darauf zu achten, dass sich die (in Anführungszeichen) ‚klassisch‘ ausgebildeten Kandidaten auch in irgendeinem Sektor mit Neuerem beschäftigen sollten – wenn wir noch einmal unseren Vergleich mit der Romanistik strapazieren wollen, so hieße das, man erwarte, dass die Spezialisten für Vergil, Horaz und Ovid in ihrem Oeuvre auch einen Beitrag zu Victor Hugo nachzuweisen hätten, vielleicht sogar auch in ihrer Probevorlesung ihre Kompetenz auf die-

sem schon nahezu ‚Heullebecque-haft‘ verwegenen, ‚modernen‘ Seitengleis ihres eigentlichen Faches gefällig vorführen sollten!

Diese Vergleiche mögen Ihnen abstrus vorkommen, sie treffen aber im Prinzip recht gut die lange Zeit gültigen inhaltlichen Standards des Faches Iranistik!

Dabei waren – und sind zum Teil noch heute – diese antiquarischen Konzepte nur eine der beiden schroffen Klippen, zwischen denen die Iranistik zu navigieren hat. Das zweite Problem besteht in dem Umstand, dass gerade in Deutschland das Fach ‚Islamwissenschaft‘ – in deutlichem Kontrast zur ‚Islamkunde‘ Bamberger Typs! – herkömmlich und oft bis heute nicht eigentlich als eine eher religionswissenschaftliche Disziplin verstanden wird, wie es die Bezeichnung suggerieren würde, sondern als ein Fach, in dem ein großes Areal von Marokko bis – wenigstens theoretisch – weit über das Indische hinaus, eben das Verbreitungsgebiet des Islams, auf der Basis der ‚philologisch-historischen Methode‘ geisteswissenschaftlich erfasst werden sollte. So sehr dieses Konzept pragmatisch überzeugend sein mag, enthält es doch auch ernste Probleme, vor allem dieses: Die verbindende Substanz dieser Betreibungen steckt in dem semantischen Element ‚Islam‘: Seit dem 19. Jahrhundert wird dieser – der Islam – als der kulturelle Kitt dieses Kontinente übergreifenden Areals verstanden, und seine Kenntnis sollte auch bei der Erfassung aller nur erdenklichen sozialen oder kulturellen Phänomene das methodische Rüstzeug liefern, auf das man sich zu stützen hatte – eine essentialistische Auffassung, die erstaunlicherweise islamischen Fundamentalisten gar nicht so unvertraut sein mag, und der vor etwa einem Jahr der damalige iranische Staatspräsident eine Absage erteilt hat, indem er hervorhob, dass der Begriff ‚Kultur‘ keineswegs auf den der ‚Religion‘ beschränkt werden dürfe und sich von Letzterem substantiell unterscheide. Davon abgesehen: *de facto* war, wie nicht anders zu erwarten, niemand in der Lage, die Gesamtheit dieses Gebiets in Raum, Zeit und in Methodenvielfalt zu erfassen, weshalb sich RepräsentantInnen dieser Islamwissenschaften ihre Schwerpunkte nach Neigung, Kompetenz und Fähigkeit setzten: Sprachwissenschaft, Literatur, Geschichte, Religion, Volkskunde, selbst Sozial- und/oder Politikwissenschaftliches bildeten die Themen, die von den Fächervertretern jeweils nach eigenem Gutdünken eingebracht wurden. Diese nicht anzuzweifelnde theoretische Unschärfe hatte über Generationen hinweg auch ihre ebenfalls nicht anzuzweifelnde pragmatische Zweckmäßigkeit, weil dieses nominelle Fach *de facto* zur nicht mehr steuerbaren Heimstätte für eine ganze Fülle von tatsächlichen Fächern werden konnte! Der lange Zeit verbreitete lässige Umgang mit der Fächertaxonomie konnte zum Beispiel meinen eigenen Ausbildungsgang zur Folge haben: Mein Wiener Promotionsfach (Hauptfach) lautete offiziell ‚Turkologie und Islamwissenschaft‘, mein Habilitationsfach in Freiburg hieß (damals noch) ‚Islamkunde‘, nach Berlin wurde ich auf eine Professur für ‚Iranistik‘ und nach Bamberg auf eine für ‚Neuiranistik‘ berufen. Letztere war aber die ganze Zeit hindurch der eigentliche Gegenstand meines wissenschaftlichen Tuns.

Hieraus ergibt sich, dass es unter den ‚Islamwissenschaftlerinnen‘ und ‚Islamwissenschaftlern‘ eine erkleckliche Reihe von in der Wolle gefärbten iranistischen Gelehrten gibt, die an den vorhin genannten, nominellen iranistischen Stellen kaum Unterkunft gefunden hätten! Das wäre nicht weiter schlimm, wenn nicht derartige islamwissenschaftliche Stellen grundsätzlich nicht zwingend iranistischen Inhalten zugeschrieben werden können! Das heißt, die Vertretung iranistischer Inhalte auf islamwissenschaftlichen Stellen ist ausschließlich an die jeweiligen Individuen gebunden. Als Beispiel diene wieder die einschlägige Professur für (heute) Islamwissenschaft an der Universität Freiburg: Der vor allem iranistisch und hier historisch interessierte, schon mehrmals genannte Hans Robert Roemer musste im Sinne der Denomination seines Faches auch Anderes betreiben: Er entschied sich für das spätmittelalterliche Ägypten, sozusagen sein zweites inhaltliches Standbein. Unter der Ägide seines Nachfolgers Werner Ende verschwanden die iranistischen Aspekte zusehends zugunsten von Forschungen eher religionssoziologischen, gegenwartsbezogenen Inhalts. Dessen Nachfolger wiederum wurde der in Bamberg habilitierte Turkologe Maurus Reinkowski. Etwa gleichzeitig wurde am dortigen Orientalischen Seminar eine islamwissenschaftliche Junior-Professur etabliert, die gemäß ihrer Ausschreibung einen iranistischen Schwerpunkt bedienen sollte – sie ist nunmehr befristet mit dem in Bamberg promovierten Iranisten Christoph Werner besetzt.

Wir erkennen also, dass die – nennen wir sie einmal so – ‚Neuiranistik‘ sich an deutschen Universitäten unter dem Gesichtspunkt inhaltlicher Affinität immer wieder erfolgreich und ganz gut im Rahmen der Islamwissenschaft da und dort und vor allem immer wieder einnisten konnte und immer noch kann. Auch hierfür haben wir ein ganz großartiges Bamberger Beispiel: Die nunmehrige Inhaberin des Bamberger Lehrstuhls für Iranistik, Birgitt Hoffmann, in Bamberg habilitiert, vertrat danach den Lehrstuhl für Islamwissenschaft in Würzburg und wurde dann auf eine gleichfalls islamwissenschaftliche Professur nach Bonn berufen. Ich glaube, dass ich meine Freude darüber nicht verhehlen muss, dass sie jetzt den Bamberger iranistischen Lehrstuhl übernommen hat! Dennoch: Bleiben wir noch ein Moment bei den iranistischen Inhabern islamwissenschaftlicher Professuren: Gelehrte auf solchen Stellen haben nur wenig Aussicht auf dauerhafte Etablierung iranistischer curricularer Nachhaltigkeit auch über ihre persönliche Präsenz hinaus – im Gegenteil: Iranistische Professorinnen und Professoren auf islamwissenschaftlichen Stellen unterliegen oft genug implizit der Nachweispflicht, dass sie auch mit Anderem befassst seien als ausschließlich mit iranistischen Themen und Diskursen. Vor allem aber: Es gibt in allen diesen Fällen keinen inhaltlichen Scheck auf die Zukunft, im Gegenteil: Es ist sogar ziemlich wahrscheinlich, dass die jeweils nachfolgenden Gelehrten die Ausrichtung ihrer Vorgänger *nicht* weiterführen würden!

Hierin sehen wir die Besonderheit des Bamberger Lehrstuhls für Neuiranistik mit den Feldern ‚Sprache, Geschichte, Kultur bzw. Literatur‘, mit erwünschtem Gegenwarts- und Anwendungsbezug. De facto gibt es an keiner anderen Univer-

sität in Deutschland eine vergleichbare Einrichtung! Die Frage stellt sich also durchaus legitim – lohnt es sich denn eigentlich, einen solchen Ausnahmefall weiter zu erhalten?

Noch ein weiteres Mal muss ich Sie in die Wissenschaftsgeschichte entführen. Iranistische und persische Studien (letzterer Ausdruck, Persian Studies, ist in Großbritannien heute noch durchaus verbreitet) waren in diversen europäischen Ländern zumindest bis zum Ersten Weltkrieg durchaus populär, zum Teil auch darüber hinaus. Von dem österreichischen Orientalisten Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall, dessen Todestag sich heuer zum hundertfünfzigsten Male jährt, stammen nicht nur all die Übersetzungen vor allem aus persischer Lyrik, die Goethe zu seinem West-Östlichen Divan anregten. Mit seiner Rezeption eines bestimmten traditionellen Typus persischer Dichteranthologien – der ‚Geschichte der schönen Redekünste Persiens‘ – schuf er auch einen heute immer noch verbindlichen Prototyp der Abfassung persischer Literaturgeschichte, der längst auch eine Art ‚Reflux‘ zurück nach Iran gefunden hat. Ein anderer Meister der Übersetzung, der Franke Friedrich Rückert, hat darüber hinaus zur Popularisierung orientalischer und darunter wiederum sehr viel persischer Lyrik beigetragen. In England waren die „Persian Studies“ Teil der Kolonialwissenschaft – den Engländern galt das Persische mindestens bis zum Beginn des Zwanzigsten Jahrhunderts als die wichtigste ‚einheimische‘ Kommunikationssprache Indiens. In der britisch-indischen Kolonialarmee konnten Offiziere den Rang eines ‚Colonels‘ nur durch Nachweis einer erfolgreich abgelegten Persisch-Prüfung überschreiten. Das „India Office“ war das eigentliche Zentrum der Pflege der persischen Sprache in England, gleichermaßen Stätte orientalistischer Gelehrsamkeit und der Kundschafter- und Agentenausbildung. Die allgemeine Begeisterung, die in der anglophonen Welt der Dichter und Orientalist Fitzgerald mit seinen Übertragungen der Vierzeiler Omar Chayyams in den gepflegten Salons bei Jung und Alt ausgelöst hat, ist heute kaum mehr nachvollziehbar. Schließlich wurden die Fitzgerald'schen Verse in eine Fülle weiterer Sprachen übersetzt, darunter auch Arabisch, was dazu führte, dass vor allem in dem britisch stark beeinflussten Ägypten sich die allgemeine Überzeugung einwurzelte, der Genannte sei ein arabischer Dichter von Schrot und Korn gewesen. In Frankreich entfaltete sich seit den zwanziger Jahren ein philosophisch-religionswissenschaftlich angehauchter intellektueller Kult um iranische Geisteskultur islamischer wie auch vorislamischer Provenienz, die auf den iranophilen Kulturphilosophen Henry Corbin zurückgeht und heute noch späte, aber durchaus reichliche Früchte trägt. In Deutschland war die Begeisterung für Iranisches-Arisches nach 1945 in verständlicherweise rückläufig, aber es konnte schon noch geschehen, dass Anfang der fünfziger Jahre der vielseitige Orientalist und (unter anderem auch) Iranist Hans Heinrich Schaeder in einer philologischen Lehrveranstaltung über Ferdousis Königsbuch darauf beharrte, auf dem Grammophon gleichzeitig heroische Wagnerklänge als Begleitmusik abzuspielen, was von einer Reihe von Adeptsen durchaus goutiert worden sein soll! Eine fabelhafte Vision: Wort für Wort mühsam über-

setzende Studierende werden von Schaeders Stentorstimme heroisch ermuntert, und dazu erschallt der Walkürenritt von einer nicht kratzfreien 78er-Schellack!

In den sechziger Jahren erkannte die damalige Regierungsriege Irans, das sogenannte ‚Schah-Regime‘, die Imagepflege, die von der internationalen Iranforschung für die Vermittlung des Bildes von Iran als einem uralten Kulturland weltweit ausging. Als Ergebnis dieser Entwicklung ließ sich alsbald der iranische Staat die großzügige Förderung und Pflege der internationalen Iranistik einiges Geld kosten. Das betraf vor allem ausgewählte thematische Felder wie vergleichend-historische Sprachwissenschaft, Archäologie, Kunstgeschichte, Erforschung der Geisteskultur des alten Persiens, Geschichte von Philosophie und Naturwissenschaften und Literaturgeschichte. Geschichte im engeren Sinn war weniger gefragt, dieses Fach war auch im Lande selbst seit der Mitte der fünfziger Jahre zunehmend zurückgedrängt, da dort selbst Historiker leicht in den Verdacht der Marxismusanfälligkeit geraten konnten. Dennoch: Ende der siebziger Jahre bestand ein weltweites iranistisches Netzwerk, das sicherlich nicht durch das iranische Schah-Regime kontrolliert, aber doch von ihm vielfältig unterstützt und gepflegt worden war.

Und dann kam die Islamische Revolution, und innerhalb kurzer Zeit wurde alles radikal anders.

Es gab keine Einreisevisa mehr für Iranisten. Für das revolutionäre Regime standen sie eine Zeitlang unter dem Generalverdacht der Spionage, der Verfälschung und der Betreibung von Kolonialwissenschaft. Im Westen tendierte der öffentliche Bedarf an Iranisten gegen Null: Fortan wollte über ein so unattraktiv gewordenes Land ohnehin niemand mehr etwas wissen, und über das wenige vermeintlich Wissenswerte, nämlich darüber, was jetzt gerade politisch in Iran los war, konnten die Iranisten am wenigsten Auskunft geben. Journalisten schienen viel besser informiert. Die meisten Islamwissenschaftler waren auch nicht in der Lage, die spezifisch schiitischen Aspekte der Revolution zu kommentieren, weil sich viele von ihnen in ihrer Forschung nicht eben darauf konzentriert hatten. Als besonders schlimm wurde die plötzliche Trennung vom iranischen Büchermarkt empfunden! In der Folge blieb europaweit und auch in den USA das Interesse der Studenten für Iranisches weithin aus, ganze Studiengänge, die sich noch vor wenigen Jahren erheblicher Beliebtheit erfreut hatten, drohten zu kollabieren oder kollabierten.

Diese Entwicklung hatte wiederum zur Folge, dass sich 1983 zum ersten Mal Iranforscher aus diversen (west-)europäischen Ländern in Rom zusammentreten und eine gemeinsame iranistische wissenschaftliche Gesellschaft ins Leben riefen – die „Societas Iranologica Europaea“ (S.I.E.). Nicht nur, dass sich seither die Iranistik, inzwischen um Osteuropa erweitert, ein neues, europäisches Gesicht gab und sich von nun an im Sinne des Subsidiaritätsprinzips auf eigene Ressourcen stellte. Im Rahmen der Societas wurde auch das inhaltliche Tableau dessen, was sich Iranistik nannte, zu definieren versucht.

Dabei wurde auch zum ersten Mal ausführlich reflektiert, welche unterschiedlichen Felder innerhalb der Iranistik einzurichten seien und wie vor allem die Neuiranistik zu gestalten sei. Und es gab nicht wenige Stimmen, die zwar die Notwendigkeit der Stärkung des ‚neuen‘ Sektors unterstrichen, dennoch davon ausgingen, dass dieses ‚Neue‘ als eine Extension des klassischen ‚Alten‘ zu verstehen sei. Beliebte Themen, die aus diesem Diskurs hervorgingen, zielten auf nachgerade überzeitliche Kontinuität iranischer Grundmerkmale ab, in denen sich gewissermaßen noch bei Chomeini Aspekte uriranischen Dualismusdenkens etc. ablesen ließen. So hießen auch die ersten thematischen Tagungen, die durch die S.I.E. organisiert wurden: „Transition Periods in Iranian Cultures“, „Recurrent Patterns of Religious Life“.

Zum Zeitpunkt der Gründung der S.I.E. war ich 41 Jahre alt – nicht eigentlich das, was man spontan als einen ‚Nachwuchswissenschaftler‘ bezeichnen könnte – dennoch entwickelte sich alsbald – ausgehend von einer Gruppe von „founding members“ der S.I.E. – ein intensives Netzwerk von ähnlich Halbjungen, wie ich einer war, aus so gut wie allen europäischen Regionen stammend und alsbald sogar noch von amerikanischen WissenschaftlerInnen (hier ist die feminine Form tatsächlich sachlich mehr als berechtigt, weil damals nur sehr wenige Männer dabei waren). Noch vor der ‚Wende‘ von 1989 wurden zunehmend auch osteuropäische Fachleute angesprochen, so gut das möglich war. Ein Entwurf für die Beschaffenheit eines Faches ‚Neuiranistik‘ nahm schnell konkrete Gestalt an, in der der philologische Umgang mit der Gegenwartssprache mit kultur-, literatur- und sprachwissenschaftlichen, historischen und gesellschaftswissenschaftlichen Ansätzen vereint werden sollte. Islamwissenschaftliche Aspekte durften nicht fehlen – im Gegenteil: Die Kenntnisse aktueller religionsbezogener Sachverhalte sollten nicht mehr länger durch reflexartige Übertragung antiquarischer Gemeinplätze etwa zoroastrischen oder manichäischen Ursprungs ins Islamische hinein die sachliche Kenntnisse des Letzteren ersetzen, wie es bei so vielen Iranisten vergangener Zeit der Fall gewesen war!

Mir persönlich – alsbald sollte sich herausstellen, keineswegs nur mir allein – lag noch ein Aspekt am Herzen: Wir Iranisten neuen Schlages sollten uns auch mehr als bisher davon fernhalten, sozusagen iranische Staats- und Nationalgeschichte bzw. -kultur von außen her zu betreiben. Was wir als Wissenschaftler von außen her als ‚iranisch‘ bezeichneten, sollte nicht gezwungenermaßen dem entsprechen, was aus inneriranischer, vor allem aus nationalistischer Sicht die gleiche Bezeichnung führte. Diese nationalistische Perspektive hat dort, in Iran, unweigerlich zur Konsequenz, dass alle als ‚iranisch‘ erkannten Phänomene der modernen iranischen Staatsnation zuzuschreiben seien, woraus wiederum historistische Bilder und Imaginationen von früherer Größe Irans abgeleitet würden, die dann mit der überwiegend als von außen her verschuldet gedachten, gegenwärtigen Misere zu kontrastieren wären. Bei dieser ideologisch motivierten Sichtweise spielte es keine Rolle, ob es sich bei den jeweiligen Nationalisten um einstige Anhänger der Pahlavi-Monarchie, um solche der Islamischen Republik

oder gar um emigrierte iranische Nationalisten handelte: Endzeitlich träumten und träumen alle davon, durch einen politischen Kraftakt diese einstige Größe wieder herzustellen – was sich übrigens an der derzeit aktuellen Verfolgung der iranischen Atomforschungspläne trefflich illustrieren lässt, die unter Regimeanhängern und Gegnern inner- und außerhalb des Landes erheblichen Zuspruch finden.

Bei dem von mir vertretenen Modell verhält es sich gerade umgekehrt: Die gemeinsame Zugehörigkeit zu einem größeren, historisch zu fassenden Kulturverband und zeitweilig auch zu einer viel weiteren Sprachgemeinschaft sollte Iran einen geschichtlich gewachsenen Platz im Kreise anderer Völker und Kulturen zuweisen – aber ohne irgendwelche Dominanzansprüche. Ein Beispiel zur Veranschaulichung: In den Kulturleistungen Indiens zur Mogulzeit (Stichwort: Taj Mahall) wollen meinesgleichen keinen kulturellen Ableger iranischer Einzigartigkeit auf indischem Boden sehen, sondern die Leistungen einer komplexen Zivilisation, die auf vielfältige Weise nicht zuletzt durch die gemeinsame lingua franca, das Persische, mit Vorderasien und Zentralasien kommunikativ verbunden war, ein Zustand der sich gerade im Prozess der Modernisierung (im Gefolge der Kolonialherrschaft etc.) aufgelöst und verflüchtigt hat. Aus einem viele Jahrhunderte beständigen Kreis eng miteinander verbundener Kulturen sind heute meines Erachtens vereinzelte Nationalkulturen geworden, die mit den anderen eher durch weltweit gemeinsame Globalisierungsprozesse einander wieder nahe rücken als durch die Wiederanknüpfung von inzwischen gekappten, einstigen kulturellen Kompatibilitäten.

Diskussionen über derartige Themen über viele Ländergrenzen hinweg mit Gleichgesinnten zu führen, habe ich stets genossen, und ich genieße die daraus erwachsene internationale Verbundenheit mit so vielen Kolleginnen und Kollegen, von denen nicht wenige Freunde wurden, bis heute. Diese Diskussionen trugen aber auch dazu bei, dass derartige Themen zunehmend zu Fachinhalten wurden, beziehungsweise als solche anerkannt wurden.

Vier Jahre lang habe ich mich mit begrenztem Erfolg um die Etablierung eines solchen Modells an der Freien Universität Berlin bemüht, wohin ich 1985 berufen worden war. Immer noch erschien mir das der Einladung zu diesem Vortrag beigestellte Nestroy-Zitat die hauptsächliche Bedrohung unserer wissenschaftlichen Programmatik zu beschreiben: Wie können wir denn eine zum Teil neue Ausrichtung eines Faches, die international von wachsendem Konsens getragen wird, auch seriös absichern, wenn wir nur von der Hand in den Mund leben, wenn wir auf keine Budget-Sicherheit zurückgreifen können und uns nicht in einer angemessenen disziplinären Einbettung durch die entsprechenden Nachbarfächer aufgehoben fühlen können – wenn wir also, um mit Nestroy zu sprechen: „so hungrig sind, dass wir vor lauter Durst nicht wissen, wo wir heute nacht schlafen werden?“ Dazu bedarf es nicht nur finanzieller Möglichkeiten, sondern auch der organisatorischen Bereitschaft durch eine Universität, für aus-

reichende Nachhaltigkeit zu sorgen, damit ein derartiges Programm implantiert werden könne.

Während der letzten anderthalb Jahrzehnte hat die Universität Bamberg genau das ermöglicht. Die hier bestehenden organisatorischen und planerischen Rahmenbedingungen erlaubten mir, ‚mein‘ Iranistik-Programm Zug um Zug umzusetzen. Das wäre selbst unter den günstigsten Verhältnissen nie möglich gewesen, wenn ich nicht zweierlei Glück gehabt hätte: Zum einen das Glück, während meiner Bamberger Jahre mit einer gar nicht so kleinen Anzahl von vor allem Mitarbeiterinnen, aber selbstverständlich auch von Kollegen von der maskulinen Seite zusammen arbeiten zu dürfen, wodurch die nachgerade modellhafte Entfaltung der Bamberger Iranistik erst machbar geworden ist.

Das ‚zweite Glück‘ ist sowohl struktureller als auch personeller Natur: Die disziplinäre Zusammensetzung der Bamberger Orientalistik ist optimal konzipiert: drei philologisch determinierte Fächer mit kulturwissenschaftlicher Dimension stehen den Fächern Islamkunde und Islamische Kunstgeschichte und Archäologie zur Seite – ich hätte mir manchmal noch einschlägige Ethnologen, Soziologen und/oder Politikwissenschaftler in diesen Verbund hinein gewünscht, aber das ist eine andere Geschichte. Der personelle Aspekt dieses zweiten Glücks besteht in der hervorragenden zwischenmenschlichen Atmosphäre, die in der Zusammenarbeit mit den Fachvertreterinnen und -vertretern dieser Schwesternfächer geherrscht hat. Vielen Dank!

Das alles wäre nicht möglich gewesen ohne eine Universität und innerhalb ihrer einer Fakultät, die dazu bereit waren, sich ein solches unübliches Konglomerat zu wünschen, es planen und implantieren zu lassen und ungeachtet zeitweilig turbulenter Dynamik uns Orientalisten und innerhalb derer wiederum den Iranisten eine verlässliche Heimstatt zu bieten und sich – so hoffe ich – von Zeit zu Zeit sogar darüber zu freuen, dass wir hier sind! Hier ist es so weit, den einleitenden Nestroy einer Antithese zu unterwerfen: Bamberg ist in den letzten zwei Jahrzehnten einer der raren Plätze geworden, wo ein derartiges orientalistisches Konzept ohne permanenten Hunger und Durst gedeihen kann und auch weiß, wo es nachts seinen Kopf zu betten hat.

